

*Corbea-Hoisie, Andrei/Jaworski, Rudolf/Sommer, Monika (Hgg.): Umbruch im östlichen Europa. Die nationale Wende und das kollektive Gedächtnis.*

Studien Verlag, Innsbruck u.a. 2004, 168 S. (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 5).

Die Beschäftigung mit „Erinnerungsorten“ und dem kollektiven Gedächtnis gehörte in den letzten Jahrzehnten zu den fruchtbarsten Forschungsansätzen, die in der Geschichtswissenschaft Verwendung fanden. Auch für Ostmittel- und Osteuropa hat sich diese Fragestellung, gerade in Anbetracht der Umbrüche nach 1989 und den daraus resultierenden Transformationen als Gewinn bringend erwiesen. Der vorliegende Band, der auf den Referaten einer Tagung basiert, die im März 2002 in Brunn (Brno) von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Institut veranstaltet wurde, liefert dazu einen wertvollen Beitrag. Positiv hervorzuheben ist die übernational ausgerichtete, vergleichende Perspektive der meisten Aufsätze, womit nicht gesagt sein soll, dass diejenigen, die den Blick auf ein Land richten, eindimensional wären.

Den Auftakt bilden die Überlegungen des Berliner Ethnologen Peter Nieder-müller zum „Mythos der Gemeinschaft. Geschichte, Gedächtnis und Politik im heu-

tigen Osteuropa“, in denen er die moralischen Ansprüche, die bei der Überwindung sozialistischer Staats- und Gesellschaftsstrukturen gestellt wurden, analysiert. Zwar sei das Wiedererstarken des Nationalismus nicht die allein treibende Kraft in den postsozialistischen Ländern. Es sei aber im östlichen Europa eine Denkweise weit verbreitet, die in der Nation „nicht nur eine politische Gemeinschaft, sondern die einzig mögliche moralische und kollektive Grundform sozialer Existenz“ sehe (S. 13). Daher werde als Gegenentwurf zum gescheiterten kommunistischen Modell ein vom eigenen, gruppenspezifischen Gedächtnis dominiertes Verständnis der Geschichte propagiert, wobei diese oft nur dann als „wahr“ verstanden werde, wenn sie als „nationale Geschichte“ interpretiert werde und das kollektive Gedächtnis auch „homogen“ in jenem Sinne funktioniere (S. 16 f.). So sei auch die häufig auftretende Verherrlichung der Zwischenkriegszeit als letzte Epoche, in der angeblich noch Werte wie Tradition und Nation etwas gegolten hätten, zu verstehen. Gleichzeitig biete diese Art von „rethinking history“ eine Vorstellung von Sicherheit für eine ungewisse Zukunft.

Rudolf Jaworski (Kiel) weist in seinem Vergleich „Osteuropäischer Vergangenheitsdiskurse“ darauf hin, dass kaum von einem Neuanfang oder einer Rückkehr zur Geschichte zu sprechen sei, zumal die Renaissance des „Nationalen“ in manchen Staaten (etwa Rumänien) schon lange vor 1989 begonnen habe. Diese Prozesse seien jedoch zu komplex, um sie vereinheitlichend mit populären Theorien und Vergleichen wie der des „Dampfkessels“ oder des „Vakuums“ zu interpretieren (S. 28 f.). Gemeinsam sei jedoch allen ehemals sozialistischen Staaten die massive Rückkehr nationaler Geschichts- und Gedächtniskulturen, die sich nicht selten in der unkritischen Glorifizierung der vorkommunistischen Zeit äußere. Dazu müssten nationale Entwürfe neu gedacht werden, etwa in der Slowakei oder den Nachfolgestaaten der Sowjetunion und Jugoslawiens als verspätete oder erneuerte Staatsbildungen. Gleichzeitig habe man auf tschechischer, russischer oder serbischer Seite die Abkehr von der alten Doktrin des multinationalen Staates unter eigener Führungsrolle vornehmen müssen. Auch Jaworski spricht schließlich das identitätsstiftende Element der „nationalgeschichtliche(n) Selbstbestimmung“ im gesamteuropäischen Kontext an, sei sie doch von der Sorge gespeist, in einem solchen „Einheitsbrei untergerührt“ zu werden (S. 39).

Nationalhymnen als ein grundlegendes Symbol von Staaten und Nationen untersucht Csaba G. Kiss (Budapest). Nach einer Betrachtung der Rolle, die Hymnen bei den Protestbewegungen in der Zeit des Umbruchs gespielt haben, stellt er zur Frage der Kontinuität drei Typen gegeneinander: In Polen, Ungarn und Tschechien wurden die alten Hymnen, die seit dem 19. Jahrhundert im Gebrauch waren, übernommen, ebenso in Kroatien und der Slowakei (bei diesen wie auch beim tschechischen „Kde domov můj“ nach 1918 als Bestandteil einer „übernationalen“ Hymne Jugoslawiens bzw. der ČSR). In Rumänien und Slowenien habe man alte beliebte Lieder als Symbol eines Neuanfangs gewählt. Die dritte Gruppe bildeten die Staaten, in denen bis in die Gegenwart die Hymne umstritten sei, so in Bulgarien, wo eine Konkurrenz zwischen der alten Hymne aus der Zeit vor 1947 und der aktuellen bestehe, sowie in den übrigen Nachfolgestaaten Jugoslawiens und in der Ukraine.

Dem unerfreulichen Thema des Antisemitismus widmet sich Michael Shafir (Prag), der eine „motivational Taxonomy“ aufstellt. Er unterscheidet vier Erscheinungsformen und macht dabei auf Elemente antisemitischer Demagogie besonders im politischen Leben Polens, Ungarns und Rumäniens aufmerksam.

Der Reflexion und Rezeption der kollektiven Identität und der Vergangenheit in der ehemaligen Tschechoslowakei gehen der Brünner Philosoph und Soziologe Jaroslav Střítecký sowie Jan Pauer (Bremen) nach. Střítecký fragt pointiert, ob in Tschechien „kollektives Gedächtnis oder kollektive Selbstverdrängung“ bestimmend seien. So sei der Sozialismus, zumindest in Böhmen, keineswegs eine von außen oktroyierte Ordnung gewesen, sondern habe durchaus seine Wurzeln in der Nationalbewegung seit dem 19. Jahrhundert. Im Dissens (in dem außerdem auch nach 1968 zum Teil noch Vorstellungen von einem „reformierten“ Sozialismus gepflegt wurden) wie auch in der Politik nach 1989 habe man dies nicht selten gerne verdrängt. Stattdessen sei eine nicht näher definierte „bürgerliche Gesellschaft“ gefordert worden (S. 81 f.). In der gegenwärtigen tschechischen Politik gebe es weit verbreitete Tendenzen, auf alte national motivierte Vorurteile und Autostereotypen zurückzugreifen, was sich auch die starke Kommunistische Partei zu Nutze mache. Jan Pauer konzentriert sich zuerst auf die Slowakei und ihre besonderen historischen Voraussetzungen, bevor er die Rezeption von Erster Republik und Kommunismus in beiden Staaten vergleicht.

Drei Aufsätze betrachten neu entstandene Geschichtsdarstellungen und entsprechende Schulbücher und arbeiten dabei die Problematik solcher Werke heraus, die zwar nicht mehr von sozialistischen, dafür aber anderen politischen Vorgaben bestimmt werden: Marina Hausleitner (Berlin) analysiert Abrisse der nationalen Geschichte aus Rumänien, Moldawien und der Ukraine. Als gemeinsamen Nenner stellt sie dar, dass in praktisch allen vorgestellten Werken das „eigene“ Volk vorwiegend in einer Opferrolle gezeigt wird, während die Verantwortung für die kommunistische Herrschaft jeweils den „Anderen“, den ethnischen Minderheiten zugeschrieben wird: Im Falle Rumäniens den Ungarn und Ukrainern, im Falle Moldawiens den Ukrainern und Russen, in der Ukraine den Russen und sozusagen „natürlich“ in allen Fällen auch der jüdischen Bevölkerungsgruppe. Elena Mannová (Bratislava) beschreibt Probleme bei der Einführung neuer Schulbücher, die auch nicht mit der Regentschaft von Premier Vladimír Mečiar endeten: Ein fachlich allgemein hervorragend bewertetes Werk zur slowakischen Geschichte des 20. Jahrhunderts in den neunziger Jahren stieß auf Ablehnung „nationaler“ Kreise, die eine Kompilation des rechtsextremen Autors Milan S. Ďurica propagierten. Das hatte zur Folge, dass seitdem beide Bücher parallel an den staatlichen Schulen im Gebrauch sind. Ein Lehrbuch zur Geschichte der Roma wiederum fiel einem Gemisch aus privaten Intrigen und staatlicher Ablehnung oder zumindest Nachlässigkeit zum Opfer. Victor Neumann (Timisoara) wirft einen sehr kritischen Blick auf die im vergangenen Jahrzehnt in Rumänien entstandenen Geschichts-Schulbücher: Bis auf ein einziges würden alle eine auf die rumänische Nation zentrierte Sichtweise verfechten, die der historischen Realität und der polyethnischen Vergangenheit auf dem heutigen Staatsgebiet in keiner Weise gerecht werde. Die genannte Ausnahme, die diesen Sachverhalt auch nur in Ansätzen schildere, hätte wiederum empörte

Reaktionen hervorgerufen, da das Lehrbuch wiederum als nicht „national“ genug empfunden wurde.

Abschließend vergleicht Karin Liebhart (Wien) „Tourismus-Images und nationale Selbstbilder in Bulgarien, Österreich und Ungarn“ und legt dar, welche Ähnlichkeiten sich dabei trotz aller historischen und wirtschaftlich-sozialen Unterschiede finden lassen: Die Brücken-Metaphorik und die Betonung europäischer Ideale und Vorstellungen, von denen man sich (glaubt man den Fremdenverkehrsämtern) leiten lasse, bildeten eine Konstante.

Insgesamt bietet der vom Umfang her schmale Band konzise, aufschlussreiche Einblicke zum Fragenkomplex von kollektiver Erinnerung und Identität. Dem von den Herausgebern gestellten Anspruch der „exemplarischen Probebohrungen“ (S. 8) in eine vielschichtige Thematik wird er zweifellos gerecht. Dies wird auch durch kleinere Unstimmigkeiten, die das Lektorat möglicherweise hätte vermeiden können, nicht getrübt: So könnte etwa in Stríteckýs äußerst lesenswertem Aufsatz der Terminus „bürgerliche Gesellschaft“ (tschechisch „občanská společnost“) eher mit „Bürgergesellschaft“ oder „Zivilgesellschaft“ wiedergegeben werden; auch war der V. Parteitag der KSČ 1929, nicht 1928 (beides S. 82). Bei Shafir mutiert ein slowakischer zum slowenischen („Slovenian“) Funktionär (S. 62).